

Unterhaltungs-Beilage
zur
Deutschen Rundschau

Nr. 115. Bromberg, den 3. Juni 1928.

Das Kollegium von Kleckerfeld.

Roman von Willy Harms.

Vertrieb: Carl Duncker-Verlag, Berlin W. 62.

(14. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

XIII.

Suerbier und Lobedanz.

Das war nicht etwa der Name einer Firma, die in Kleckerfeld einen neuen Laden aufmachte. Lobedanz, Schuhwaren engros, brauchte sich nicht nach Hilfe umzusehen, denn sein Geschäft stand auf gesunden Füßen. Am allerwenigsten hätte er sich den Scherenschleifer Suerbier als Teilhaber genommen. Es war auch kein geschäftlicher Grund die Ursache, daß die beiden Namen miteinander verkettet wurden, sie waren ein Schlagwort gegen Busacker geworden. Wenn man seine bisherigen Seitensprünge noch schließlich in Geduld ertragen hätte, so wurden die ehrenwerten Namen Suerbier und Lobedanz zu einem Stichwort, das Busackersche Untaten bezeichnete, Untaten, die man nicht mehr einfach hinnehmen wollte. Denn endlich riß auch der stärkste Geduldsfaden. Denk an Suerbier und Lobedanz! sagten die Kleckerfelder, wenn sich jemand fand, den die allgemeine Empörung noch nicht mitgerissen hatte.

Suerbier war von Geburt Scherenschleifer, und in seinen guten Tagen wanderte er auf die Dörfer, um mit seiner Hände Arbeit sich sein Brot zu verdienen. Aber manchmal verreiste er auf einige Monate in die Kreisstadt, führte im Schutz von Mauer und Gitter ein beschauliches Innendasein und grübelte über den Paragraphen der Reichsverfassung, der das Eigentum unter staatlichen Schutz stellt. Im Nebenberuf war Suerbier auch Mitpächter der Kleckerfelder Jagd, allerdings ohne Wissen des Bürgermeisters. Wenn er auch kein Gewehr hatte, erkundete er doch in stillen Morgen- und Abendstunden den Wechsel des Wildes, sorgte dafür, daß es dem Jäger nicht vor die Büchse lief, indem er kunstgerechte Schlingen legte. Manchen Hasenbraten verdankte er schon seiner Kunst, aber sie war auch schuld daran, daß er eines Abends mit einem Dutzend Schrotkörnern im Schulterblatt nach Hause kam. Ahnungslos hatte er hinter einem Brombeerstrauch gekniet, als ihm plötzlich wie mit hundert Messerstichen die Schrotladung in die Schulter gefahren war. Und dann hatte Busacker neben ihm gestanden und hatte gesagt, er habe ihn für einen Fuchs gehalten. Daß er sofort seine Schulter untersucht hatte, war noch erträglich gewesen. Aber unglücklicherweise hatte er auch die Schlinge gesehen, die er vor Schreck in der Hand behalten hatte.

Suerbier war ein alteingesessener Bürger von Kleckerfeld, und einer, der eigentlich gar nichts in Kleckerfeld zu suchen hatte, war um ein Haar an ihm zum Totschläger geworden. Und doch verlief die Geschichte im Sande. Es kam nicht einmal zu einer Anklage gegen Busacker. Der Bürgermeister, der als Jäger natürlich den Jagdgenossen deckte, war gar der Ansicht, wenn gegen jemand Anklage erhoben werden müsse, so käme nur Suerbier, aber nicht Busacker in Frage, denn dieser habe nur den übernommenen Jagdschutz ausgeübt. Seinetwegen aber könne man Suerbier laufen lassen, denn einmal habe er seine Strafe weg, und zum andern habe die Stadt schon genug Kosten durch ihn gehabt.

Doch stand der Bürgermeister mit seiner Ansicht allein. Es ließ sich nicht wegleugnen, daß durch Busacker, einen Ortsfremden, das Leben eines Mitbürgers in Gefahr gekommen war. Von solchen gemeingefährlichen Elementen mußte die Stadt befreit werden.

Als Busacker das Lehrerzimmer betrat, flüchtete Heiden auf die andere Seite des Tisches. „Und es begab sich, da sie auf dem Felde waren, erhob sich Kain wider seinen Bruder Abel und schlug ihn tot!“

„Beruhigen Sie sich, Herr Heiden! Abel freut sich seines Daseins wie Sie und ich. Nur das Schlingenlegen wird er künftig wohl lassen.“

Fräulein Bernhöft nahm gegen Kain Partei. „Als reuiger Sünder habe ich Sie mir vorgestellt, wollte Sie bemitleiden —“

Heiden unterbrach sie. „Der Knabe Karl fängt an, uns fürchterlich zu werden! Zeigen Sie Ihre Hände, ob noch vergossenes Bruderblut an ihnen klebt.“

Gehorsam zeigte Busacker seine Jägerfäuste. „Ich bedaure ja auch den Schuß, es hätte schlimm werden können —“

„Dieser Ansatz zur Reue genügt uns,“ sagte Heiden. „Wenn Sie merken, daß man Sie überfallen will, werden wir aus dem Kollegium Ihnen eine Schutzwache stellen. Fräulein Bernhöft ist von Natur eine streitbare Persönlichkeit und wird Ihre rechte Flanke schützen, ich übernehme die Verteidigung der linken.“

Das war der Fall Suerbier. Wesentlich tragischer verlief die Angelegenheit Lobedanz, die sich einige Wochen später zutrug.

In Kleckerfeld war Königsschuß. Das waren Ehrentage für die Schützenzunft, besonders für ihren Major Lobedanz. Denn er war nicht nur Inhaber eines schuldenfreien Hauses, eines Schuhwarenlagers, wie Kleckerfeld nicht seinesgleichen hatte, er war auch Träger der höchsten Würde, die die Schützenzunft zu vergeben hatte. Als Major war er ihr Kommandeur. Das bedeutete mehr als die Königswürde. Denn diese wechselte, wurde alljährlich neu ausgeschossen, war darum oft von Zufälligkeiten, von der Güte des Bieres, von Regen und Sonnenschein abhängig. Der König war, wie auch häufig im staatlichen Leben, mehr Schmuck, Repräsentation. Der Kommandeur war der ruhende Pol in der Erscheinungen Flucht. Bare tausend Mark hatte Lobedanz in den neuen Schießstand hineingesteckt. Aus Dankbarkeit hatte die Schützenzunft ihm in einer Abendsprache die höchste Ehre zuteil werden lassen und ihn zum Major ernannt. Denn tausend Mark lagen nicht jeden Tag auf der Straße.

Ehe der Festzug abschwenkte zur Schützenwiese, bewegte er sich durch sämtliche Stadtteile und Vororte. Vorauf marschierte mit gezogenem Degen Herr Lobedanz. Das Repertoire der Musikkapelle reichte nicht für diesen Kriegsmarsch, sie fing wieder von vorne an. Das geschäftliche Leben Kleckerfelds lag an diesem Tage danieder, nur notdürftig wurde der Betrieb durch Frauen und Lehrjungen aufrechterhalten. Die Männer hatten heute Außendienst.

In nicht zu begreifender Verständnislosigkeit für die Bedeutung des Tages hatte die obere Schulbehörde den Antrag der Schützenzunft, den Unterricht ausfallen zu lassen, abgelehnt. Nicht wegen des Kollegiums hatte die Zunft den Antrag gestellt, denn nur Heiden war Schützenbruder. Aber es war ein pädagogisches Unrecht, daß die Kinder die Schulbänke drücken mußten, wenn die Väter sich in ihrem Schützenschmuck öffentlich zeigten —, graue Felduniform mit grünen Aufschlägen, auf der linken Schulter die Büchse, deren Drohen vorläufig gemildert wurde durch ein Blumensträußchen in der Mündung.

Busacker hatte Literaturstunde. Von Bismarcks Tod im einsamen Sachsenwalde hatte er den Kindern erzählt. Sein Vortrag war eine Einstimmung gewesen zu Fontanes aufrüttelndem Weihelied:

„Nicht in Dom oder Fürstengruft,
Er ruht in Gottes freier Luft
Draußen auf Berg und Halde."

Während er, selber ergriffen und andächtig, das Gedicht sprach, schmetterte Lobedanz mit seinen Getreuen um die Schulhausecke. Es war ihm eine Genugtuung, den Schulmeistern zu zeigen, daß es heute in Kleckerfeld mehr gab als Buchstabieren und Gesangbuchverse.

Die Schüler hörten die herausfordernde Musik, wurden unruhig, vergaßen Widukind und Sachsenwald und drängten mit gereckten Köpfen an die Fenster. Die Stimmung für das Gedicht war verdorben.

Busacker war ärgerlich und sagte: „Ihr müßt noch einige Jahre älter werden. Dann werdet ihr begreifen, daß Fontane mehr zu bedeuten hat, als der Mummenschanz dort unten. Ewigkeitswerte und Fastnachtskram passen schlecht zueinander. Jetzt bei Fontane zu bleiben, wäre eine Versündigung an ihm. Morgen geht es vielleicht besser. Bleibt nicht zu lange auf der Schützenwiese, damit ihr morgen blanke Augen habt." —

Hatte ein Junge diese Äußerung seiner Mutter erzählt? Das abfällige Urteil bildete schon am Nachmittag das Gesprächsthema auf dem Festplatz. Und es gab keinen unter den Schützenbrüdern, der die Entrüstung über die schulmeisterliche Anmaßung nicht teilte. Es ging über das Maß dessen, was man sich bieten lassen durfte. Es ging nicht an, ein Volksfest von einem, der kaum in der Stadt warm geworden war, eine Albernheit nennen zu lassen. Hier mußte scharf durchgegriffen werden! Darüber gab es nur eine Meinung. Denn was hatte Bismarck mit dem Kleckerfelder Königsschuß zu tun? Und was ging es Busacker an, wie lange die Eltern ihre Kinder das Fest genießen lassen wollten? Sich hier eine Warnung zu erlauben, war eine Einmischung in Elternrechte. Die Kinder sollten einmal gute Kleckerfelder Bürger, keine Windbeutel mit überspannten Ideen werden. Nur einmal war im Jahre Königsschuß. Da hatten die Eltern sogar die Pflicht, dafür zu sorgen, daß die Kinder das Fest schätzen lernten. Denn es verkörperte eine Tradition, die über Jahrhunderte reichte. Und dann lag in Busackers Kritik eine Herabsetzung der Obrigkeit, denn auch der Bürgermeister, der Förster, der Amtsrichter und manche andere, deren Namen einen guten Klang hatten, waren in schwarzem Festgewand und mit weißen Handschuhen Teilnehmer des Zuges gewesen; sie waren also durch Busacker verhöhnt worden.

Im großen Zelt saßen die beleidigten Schützen und besprachen das unerhörte Vorkommnis. Bier und Ärger hatten die Gesichter gerötet. Kürschnermeister Brand, im Schützenberuf Leutnant, sah Heiden vor einer Zigarrenbude am Glücksrad stehen. Mutig ging er zu ihm.

„Die Zunft weiß es zu schätzen, daß Sie ihr heute die Ehre antun, wir sehen daran, daß es unter den Lehrern auch vernünftige Leute gibt."

„Sie gehen ja mächtig ins Zeug. Haben Sie eine neue Sendung Hüte gekriegt? Mein letzter Panama ließ vor Kummer darüber, daß er sich von Ihnen trennen mußte, schon nach einer Woche beide Ohren hängen. Wollen Sie ihn zurück haben? Sie kriegen ihn unter Einkauf."

Wenn an seinen Hüten gemäkelt wurde, war Kürschnermeister Brand taub. Das war Geschäftsprinzip.

„Auf den harmonischen Verlauf unseres Festes —" den Ausdruck hatte er einmal im Kleckerfelder Boten gelesen, und er fiel ihm zur rechten Zeit ein — „ist leider ein düsterer Schatten gefallen, der unsere Stimmung sehr beeinträchtigt."

„Will das Bier knapp werden?" fragte Heiden entsetzt.

Brand lächelte nachsichtig. Immer hatte der Heiden doch einen Hasenfuß in der Tasche. Das Bier sollte knapp werden? Das war in der Geschichte des Kleckerfelder Königsschusses noch nicht vorgekommen. Die Wirte kannten ihre Pflicht. Nur Schulmeister kannten sie nicht. Und er erzählte den Busackerschen Vorfall. Leider bekam er vor Erregung einen Schluckauf, was seinem Bericht etwas von der beabsichtigten Wirkung nahm.

„Und über diese Kritik ist die Volksseele nun ins Kochen geraten."

Brand ahnte in der allgemeinen Bieratmosphäre nur dunkel, was Heiden meinte. Auf alle Fälle war die Antwort eine Zustimmung, wenn sie auch eine kleine Bosheit enthalten mochte.

„Wir dürfen wohl —" Brand mußte dem Schluckauf nachgeben, und wenn der Königsschuß darüber in die Brüche gegangen wäre — „wohl annehmen —" Herrgott, was wollte er noch sagen? Das dumme Schlucken zersetzte jeden Gedanken. „Ich meine, Sie werden das Vorgehen Ihres Kollegen genau so verurteilen wie —" Mit elementarer Wucht brach der Schluckauf sich Bahn. Heiden konnte nur vermuten, wer außer ihm noch seinen Kollegen verurteilte. „Natürlich tue ich das, denn ich bin ja Mitglied der grünen Garde. Es ist unverantwortlich von dem Kerl. Und im Vertrauen, mein lieber Herr Brand und Schützenbruder, wissen Sie, was noch unverzeihlicher ist?"

Brand konnte sich nicht denken, welche Verruchtheit Busackers Tat übertreffen sollte.

Heiden sah sich vorsichtig um. „Unterdrücken Sie auf einen Augenblick den Ausbruch des Vesuvs in Ihrem Innern, damit ich es Ihnen ins Ohr flüstern kann: Am schrecklichsten ist es, daß der Kerl recht hat! Doch bitte ich diese meine Auffassung als streng vertraulich zu behandeln, wie es unter Männern Brauch ist."

Todernst waren Heidens Gesichtszüge. Brand stand vor einem Rätsel, irgendwo war ein Widerspruch. Arbeitete sein Gehirnapparat heute nicht wie sonst? Hatte er gelitten unter dem dauernden Schießen? Der Kürschnermeister hatte das Gefühl, als ginge es ihm unter dem Jägerhut, den er eigenhändig gemacht hatte, ein wenig durcheinander. Vielleicht hat das dummerhaftige Schlucken hier Verwirrung angerichtet. Das hatte man davon, wenn man sich von den Schützenbrüdern aufhetzen ließ! Dann wurde man zu einem dummen Jungen, der nicht aus noch ein weiß. Ein zweites Mal würde er für andere nicht die Kastanien aus dem Feuer holen. Auf alle Fälle mußte er verhüten, Heiden zu vergrämen, er war sein Kunde. Vom Gewinnschießen murmelte er und zog sich mit seinem Schluckauf zu den Kameraden zurück, die aus sicherer Entfernung dem Duell zugeschaut hatten.

Je mehr der Abend vorrückte, desto feindseliger wurde die Stimmumg gegen Busacker. Sein Name wirkte wie ein rotes Tuch. Wo zwei oder drei zusammenstanden, hörte man erregte Worte über die erlittene Schmach. Sie mußte gesühnt werden.

„Wenn mein Hund mich anbellt, brauche ich die Peitsche! Bei diesem Burschen wäre sie auch angebracht!" schrie Schlachtermeister Wenkstern mit zornrotem Gesicht. Das war selbstverständlich nur eine Bieridee; man lebte im gesitteten Kleckerfeld und war über die Peitsche hinausgewachsen. Eine Katzenmusik wurde vorgeschlagen. Sie würde gewiß ihre gute Wirkung haben, erinnerte aber zu sehr an die Zeit, als man noch mit kurzen Hosen durch die Straßen lief, und kam darum nicht ernstlich zur Erwägung.

Ob man die Sache vor den Bürgermeister brachte? Er ging mit Lobedanz auf dem Festplatz auf und ab und nahm einen Vortrag über den Verlauf des Gewinnschießens entgegen. Aber der Bürgermeister war ein unsicherer Faktor. Wenn seine Frau ausschlaggebend gewesen wäre, hätte die Sache günstiger gelegen; von dieser war stadtbekannt, daß sie mit Busacker intim befeindet war. Die Geschichte mit Suerbier hatte aber gezeigt, daß Braun selber über Busacker die schützende Hand hielt. Auf ihn war darum kein Verlaß, die Zunft hatte von ihrem Ehrenmitglied keinen Beistand zu erwarten. Nur Selbsthilfe kam in Frage.

Der rangälteste Offizier, also Major Lobedanz, erhielt den Auftrag, sich den Jüngling gebührend vorzunehmen, und die Ehre seiner Untergebenen wieder herzustellen.

Am ersten Tage nach dem Schützenfest war Lobedanz noch nicht dazu in der Lage. Jedes Haar schmerzte, und darum konnte er noch keine Entschlüsse fassen über die Form, wie er sich seines Auftrages entledigen sollte. Am Abend, als sich der Bienenschwarm unter dem Schädeldach etwas beruhigt hatte, setzte er sich an seinen Schreibtisch. Oft kam es nicht vor, daß Lobedanz mit diesem Möbel handgemein wurde, er hielt es sich mehr als Zimmerschmuck. Aber dem Sinnen am Schreibtisch verdankte er die Eingebung, daß es am besten sei, dem Busacker durch einen Brief auf den Leib zu rücken; auch Gründe, die in das Gebiet der persönlichen Tapferkeit hineinspielten, waren für diesen Entschluß maßgebend. Ein wunderbarer Anfang fiel ihm ein. „Sie haben die Stirn gehabt —" Das war, als wenn er mit seinem Majorsdegen zuschlug, und dabei enthielt die Wendung doch nichts, was als Beleidigung aufzufassen wäre. Beleidigend durfte der Brief keinesfalls sein. Als Major der Schützengilde konnte er sich keine Klage auf den Hals reißen.

Weiter freilich gedieh der Brief an diesem Abend nicht. Es bedurfte in den nächsten Tagen noch vieler Stunden am eichenen Brutapparat, bevor Lobedanz die Vaterfreuden am gelungenen Werk genießen konnte.

„Sie haben die Stirn gehabt, die Kleckerfelder Schützenzunft vor wehrlosen Kindern zu beleidigen. Aber einer, der auf unbewaffnete Bürger anlegt, kann uns nicht beleidigen. Die Eltern bedauern es, wenn sie ihre Kinder bei einem solchen Lehrer zur Schule schicken müssen. Die Stadt will nichts mehr mit Ihnen zu tun haben! Gehen Sie man wieder hin nach der Strohmiete!!

Achtungsvoll Vernhard Lobedanz,
Major und Kommandeur der Schützenzunft."

Er wartete mehrere Tage fieberhaft auf das Kommen des Briefträgers. Aber es kam keine Antwort auf den ein-

geschriebenen Brief. Der Hieb hatte eben so gesessen, daß es dagegen keine Verteidigung gab. Eine Woche verging.

Eines Nachmittags stand Lobedanz mit seinem Nachbar, dem Ackerbürger Kraak, vor seinem schuldenfreien Hause, als er Busacker daher kommen sah. Auf der anderen Seite der Straße ging er, würde es nicht wagen, auf nahe Schußentfernung an ihn heranzukommen.

Aber Busacker wagte es doch. Er kam direkt auf Lobedanz zu, verhielt den Schritt vor ihm und bot ihm nicht einmal die Tageszeit.

„Daß Sie ein Esel sind, Herr Lobedanz, weiß ich ja, aber ich würde es an Ihrer Stelle nicht schriftlich bestätigen. Im übrigen hat mir Ihr Brief viele Freude gemacht."

Herr Lobedanz schnappte nach Luft. Und wegen des Luftmangels konnte er nicht sofort antworten. Als er zu sich kam, war Busacker schon in der Torstraße.

Sollte er ihm nachlaufen?

Es gab nur eine richterliche Ahndung des Frevels. Den Esel ließ Lobedanz nicht auf sich sitzen.

(Fortsetzung folgt.)

Die alte Münze.

Humoreske von Alfred Manns.

Lücke Kortendarm war mißmutig aufgestanden, hatte ein Viertel Schwarzbrot mit viel Butter aber wenig Appetit verzehrt und ging nun in den Stall, um anzuspannen. Heute sollte Mist gefahren werden.

Vor dem Pferdestall, in dem sich nur noch die alte dicke Lotte befand, blieb Lücke gedanken- und sorgenvoll stehen, legte beide Arme auf die Brüstung und begann auf das Hinterteil des Rosses einzusprechen.

„Lotte, man will uns an den Hals; mir Klas Brummelbock mit den Hypotheken und dir der Schlachter Levy Sauerduft mit dem Messer. Ich seh' dir das von hinten an; du bist da auch nich mit einverstanden. Mit uns ist das aus. Auch mit mir und Brummelbocks Gretje, und das ist das Schlimmste, denn wir beide lieben uns. Mach nich so'n kümmerliches Gesicht, Lotte — ach so, das is ja noch immer dein Hinterteil, was mich anguckt."

„Hi, hi, hi —" tönt es in diesem Augenblick.

In der Dielentür stand die verhutzelte Gestalt des Dorfarmen Jan Stippenpul. Er war in der Jugend einmal heftig auf den Kopf gefallen und lebte nun von drei speckigen Ansichtskarten. Sie stellten den verstorbenen Negus von Abessinien, Cleo de Merode und einen sich lausenden Affen dar. Vor der unergründlichen Schmierigkeit dieser Karten hatten die Bauern sogar beim Mistfahren Angst, und sie spendeten eiligst einen halben oder ganzen Groschen, sobald der Greis Stippenpul die graphischen Kunstwerke zückte.

„Hi, hi, hi, Lücke, hast nich einen halben Groschen für mich? Oder willst du meine Postkarten sehen?"

Lücke Kortendarm kam auf einmal ein Gedanke voll ätzender Selbstverspottung.

„Bleib mir drei Schritt vom Leibe Ich will dir was geben, was mächtig Feines. Ich bin nämlich reich geworden, hab' einen ganzen großen Pott mit Goldgeld gefunden. Da sollst ein Stück von abhaben."

Jan Stippenpul machte den Versuch, durch seinen gewaltigen Mund das Gesicht unterhalb der Nase zu spalten.

Lücke Kortendarm, der sich in seine Stube begeben hatte, erschien nun wieder. Er murmelte vor sich hin. „Bevor, daß es Heini Gurgelgriff, der Gerichtsvollzieher, kriegt, kann es Jan versaufen. Am liebsten tät ich das selbst, aber dann wäre das Pfandverschleppung."

Hiermit reichte Lücke dem Dorfarmen eine große Goldmünze, Jan klappte sofort seine Gesichtsöffnungen wieder zu und sauste ab, nichts wie hin zum Krüger Trötenschrupp. Dort schmiß Jan die Münze auf den Tisch. „Hi, hi, hi, Jan kriegt Schluck — —" einen Augenblick besann er sich auf die höchste Zahl, die ihm geläufig war; endlich erinnerte er sich.

„Siebe Buddeln — —"

Der Krüger nahm die Münze und stierte verblüfft Stippenpul an.

„Wie kömst dabei?"

„Ganzen Pott voll — Lücke Kortendarm geschenkt — tschä —"

Im Gastraume befand sich Klas Brummelbock. Der trat stark interessiert hinzu, schüttelte den Kopf und legte die Finger ans Kinn. „Einen ganzen Pott voll?"

„Sagt er, hi, hi, hi. Krieg' ich nun den Schluck?"

Trötenschrupp griff nach der Flasche und füllte Jan erst einmal ein halbes Wasserglas voll Schnaps. „Hier, da schluck mal erst hinter; ich geh' jetzt mit dem Geldstück zum neuen Lehrer, ob der das kennt."

Herr Plünnecke, der Lehrer, war zu Hause. Er besah die Münze von allen Seiten. Sie hatte vorn einen Kopf und da rund herum fremdartige Zeichen, auf der Rückseite befand sich ein rätselhaftes Ding, das wie ein Fell oder der obere Teil eines Kopfes aussah.

Aufmerksam prüfte Herr Plünnecke. „So muß es sein: Offenbar ist dieses selten gut erhaltene Stück eine byzantinische Münze, und die Schriftzeichen stellen ein Mittelding dar zwischen Alt- und Neugriechisch. Der Kopf aber dürfte der eines oströmischen Kaisers, wahrscheinlich Justinians sein. Die eigenartige Figur auf der Rückseite möchte ich als goldenes Bließ ansprechen, das ja zu allen Zeiten so eine Art Wahrzeichen Griechenlands gewesen ist."

„Hat denn dies Volk hier einmal auf Kortendarms Hof gehaust, Herr Plünnecke".

„Nein, aber ich glaube, daß es sich um germanisches Beutegut handelt."

„Herr Plünnecke, was ich davon verstehe, ist das auch meine Meinung."

„Hm, um welchen Preis würde der unglückliche Greis diese Münze hergeben?"

„Um sieben Buddeln Schnaps."

„Das gefällt mir nicht", antwortete der Lehrer.

„Geben Sie das Goldstück wieder her, Herr Lehrer", entgegnete der Krüger beleidigt. „Schnaps und so, das is mein tägliches Brot. Und Jan Stippenpul is alt genug. Und ich danke. Auf Wiedersehen."

Aber Trötenschrupp erlebte eine Enttäuschung. Jan hatte nämlich inzwischen beschlossen, irgendwie herauszubringen, was mehr als sieben sei.

Er riß die Münze wieder an sich und war keiner gütlichen Zureden zugänglich.

„Hi, hi, hi, ne nich sieben, nich sieben."

Es begann nun eine Art Versteigerung des unverkäuflichen Objekts, denn Klas Brummelbock bot immer noch eine Flasche mehr als der Wirt.

Bei fünfundzwanzig Flaschen erklärte sich Klas bereit, noch ein Ziegenlamm drauf zu geben und dann Trötenschrupp außerdem ein paar Hühner.

Die Fülle der Eindrücke benahm Jan vollkommen die Übersicht, er trank schnell das frisch gefüllte Glas aus, krallte seine Finger um die Münze und eilte davon.

Klas Brummelbock aber wurde sehr nachdenklich, er beschloß die Hypothekenkündigung zurückzunehmen und sich die Sache mit Gretje noch einmal zu überlegen.

Ersteres führte er gleich am nächsten Tage aus, als er sah, wie Plünnecke mit Herrn Bitterlich, einem reichen kunstsinnigen Städter, der sich in der Gemeinde angebaut hatte, den Hof Lücke Kortendarms betrat.

Als die beiden Herren eintraten und Lücke baten, er möge ihnen den Topf doch einmal zeigen, machte der ein ungeheuer verblüfftes Gesicht.

„Ich weiß nich, was Sie mit meinem Pott wollen, aber so einen hab' ich nich, brauch ich auch nich."

„Wir meinen den mit dem Goldfunde."

„Ja, das möchten Sie wohl, aber das kann ich nich, gewiß und wahrhaftig."

„Hm!" machte Herr Bitterlich, den die Sammelleidenschaft erfaßte. „Ich will Sie ja nicht übervorteilen, nur sehen. Aber ich will Ihnen meinen guten Willen zeigen. Ich weiß, Sie haben Schwierigkeiten. Sie sollen Ihren Schatz nicht verschleudern aus Not. Ich biete mich freiwillig an, Ihre Hypotheken zu übernehmen."

Da erscholl der gewaltige Baß Klas Brummelbocks von der Tür her. „Nichts da, das ist nicht nötig, ein anständiger Mensch wie Lücke, den lassen seine Freunde nich im Stich. Ich hab' die Kündigung gar nicht so schlimm gemeint und nehme sie zurück."

Da wuchs dem langsam verstehenden Lücke mit einem Male der Mut. „Wenn ich denn so einen fixen Kerl bin, warum willst du mir denn die Gretje nich geben?"

„Will ich wohl."

„O, Klas Brummelbock, das mußt du mir schriftlich geben."

Und wahrhaftig, Klas tat es, dann aber raffte er sich auf. „Nu aber raus mit dem Pott."

„Da is gar kein Pott, das habe ich auch man so in meine Wut zu Jan Stippenpul gesagt."

Alle standen verdattert.

„Aber ich habe doch das Stück selbst gesehen."

„Och, das meinen Sie, das vergoldete Ding mit der Perrücke hinten darauf. Das hab' ich in Rußland in einem Frisierladen gefunden. Unser Einjähriger, der russisch kannte, sagte, das wäre eine Medaille von der Haarkunstausstellung in Moskau von vor dem Krieg." — —

Lücke heiratete Gretje. Die Münze hält Jan Stippenpul auch heute noch versteckt, da er bislang nicht heraus brachte, was mehr ist als sieben.

Welches sind die verbreitetsten Trugschlüsse und Irrtümer heutzutage?

Ein Universitätsprofessor in Newyork hat sich die Aufgabe gestellt, dies Problem durch eine Massenrundfrage bei Männern und Frauen zu lösen. Danach sind folgende Annahmen durchaus falsch:

1. daß Rothaarige stets ein hitziges Temperament haben;
2. daß alle Schotten knauserig sind, und alle Chinesen Opium rauchen;
3. daß ein viereckiger Kinnbacken Willenskraft anzeigt;
4. daß eine hohe Stirn eine überlegene Intelligenz bedeutet;
5. daß Rasieren das Haar schneller wachsen macht;
6. daß es tatsächlicher Selbstmord ist, nach Hummern Eis zu essen;
7. daß die Flüssigkeit, welche im Zentrum vieler Golfbälle vorhanden ist, unmittelbar totale Blindheit verursacht;
8. daß im Sommer braune Schuhe kühler sind als schwarze;
9. daß lange, schlanke Hände ein Anzeichen von einem künstlerischen Temperament sind;
10. daß eine in Erwartung stehende Mutter den Charakter ihres Kindes dadurch bestimmen kann, daß sie ihre Gedanken auf einen bestimmten Gegenstand konzentriert;
11. daß das Gewissen ein unfehlbarer Führer ist;
12. daß eine Stunde Schlaf vor Mitternacht so viel wert ist, wie zwei nach Mitternacht;
13. daß der Blitz niemals zweimal auf dieselbe Stelle schlägt;
14. daß die Verheiratung von Vettern und Kusinen unvermeidlich schwachsinnige Kinder hervorbringt;
15. daß, wenn die Ohren brennen, jemand von dir spricht;
16. daß an Astrologie „etwas daran ist";
17. daß der Tau fällt.

Der Professor erklärt ausdrücklich, daß eine jede dieser Behauptungen unbeschränkt falsch ist. Mf.




Bunte Chronik

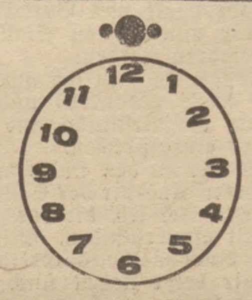
* **Arme, reiche Frau!** Daß auch reiche Leute ihre Sorgen haben, beweist der geradezu romanhaft anmutende Scheidungsprozeß der Gräfin de Sanvigny, der gegenwärtig in Paris verhandelt wird und ungeheures Aufsehen in der französischen Gesellschaft erregt. Die Gräfin ist Amerikanerin von Geburt, aber ihr ungeheures Vermögen, das auf nahezu 50 Millionen Dollar beziffert wird, stammt von ihrem Onkel, einem holländischen Öl-Magnaten, der kinderlos starb und ihr seine Schätze hinterließ. Obgleich unabhängig, jung, gesund und schön, war die reiche Frau doch vom Unglück verfolgt; wenigstens mit ihren Ehen hatte sie kein Glück. Viermal spielte sie in der Heiratslotterie, und viermal zog sie eine Niete, und jetzt versucht sie zum fünften Male die Freiheit von der Ehe zu erlangen, die ihr bisher nur Enttäuschungen brachte. — Ihre erste Ehe war eine veritable Liebesheirat. Sie vermählte sich, siebzehnjährig, mit einem Offizier der englischen Armee, der aber, wie sich bald herausstellte, dem Alkohol ergeben war und seine junge Frau mißhandelte. Die Ehe dauerte kaum ein Jahr und wurde zugunsten der Frau geschieden. Dann vermählte sie sich mit einem amerikanischen Politiker, fand aber bald, daß er sie über seinen politischen Zielen vernachlässige — die zweite Scheidung war das Resultat. Als nächster wurde ein englischer Lord der Gatte der schönen Amerikanerin, der es aber mit der ehelichen Treue nicht allzu genau nahm; auch diese Ehebande hielten also nicht lange. Daraufhin wollte die oft Enttäuschte ihr Glück einmal bei dem Vertreter einer anderen Nation suchen; sie heiratete einen türkischen Prinzen. Doch muß in diesem Falle sie die Schuldige gewesen sein, denn der Prinz beantragte die Scheidung, da es ihm unmöglich sei, mit seiner Gattin weiter zusammenzuleben. Der fünfte Ehemann endlich, der französische Graf, von dem die oft Enttäuschte jetzt geschieden zu werden strebt, nahm sich garnicht erst die Mühe, das Zusammenleben zu versuchen. Er verschwand am Tage nach der standesamtlichen Eheschließung und ward nicht mehr gesehen, sodaß jetzt, nach fast zwei Jahren die Gräfin wegen böswilligen Verlassens gegen ihn klagte. Nun erschien er zwar auf der Bildfläche und war bereit, sich scheiden zu lassen, beanspruchte aber die ihm nach dem französischen Gesetz zustehende Hälfte des beträchtlichen Vermögens seiner Vierundzwanzig-Stunden-Gattin, auf das allein es ihm, wie er zynisch bemerkte, angekommen war. Man sieht, auch für reiche Frauen ist es nicht leicht, glücklich zu werden. Trotz alledem hat die Gräfin den Berichterstattern erklärt, daß sie noch ein sechstes Mal den Versuch machen würde, eine glückliche Ehe zu führen.

*

* **Seit wann werden die Häuser in den Städten numeriert?** Uns erscheint es als eine Selbstverständlichkeit, daß die Häuser in den Städten mit Nummern versehen sind. So wie die großen Häusermeere heute angewachsen sind, wäre ein Zurechtfinden in ihnen gar nicht möglich ohne dieses Hilfsmittel. Die Sitte, die Häuser zu numerieren, ist aber noch gar nicht besonders alt. Ihr Ursprung liegt nämlich in der großen französischen Revolution und auch damals waren es noch nicht verkehrstechnische Erwägungen, die zu dieser Neuerung führten, sondern die damaligen Befehlshaber fingen an, die Häuser zu numerieren, um die Steuerverteilung besser durchführen zu können. Man verfolgte aber dabei noch ein anderes Prinzip; man ging nämlich von einem Punkt der Stadt aus und führte die Nummern durch alle Straßen und Distrikte durch, in welche die Stadt eingeteilt war.




Rätsel-Ecke



Uhren-Rätsel.

1— 2 = Nahrungsmittel,
1— 3 = Erfrischungsmittel,
1— 5 = Metall,
8—11 = Schornstein,
11—12 = persönl. Fürwort,
12— 3 = Nahrungsmittel (ausl. Pflanze),
12— 4 = Unternehmen (Vergnügung),
1—12 = Beruf.

*

Auflösung der Rätsel aus Nr. 113.

Reimergänzungs-Rätsel:

Es tönet über das weite Feld
Ein liebliches Frühgeläute,
Nie ist so ruhig wie jetzt die Welt,
So sonnig und wonnig wie heute.

Es ist, als sängen die Vögel auch
Heut schöner als andere Tage.
Als dufteten heut mit stärkerem Hauch
Die Blumen im Felde und Hage.

Und Orgelklänge tönen von fern,
Von Morgenlüften gehoben,
Und alles betet: Wir loben den Herrn
Und wollen ihn ewig loben!

*

Zusammensetz-Rätsel:

Fatale Wendung. Lehrer: „Sie haben heute eine Arbeit geliefert, deren Güte im Verhältnis zu Ihren früheren Leistungen mich argwohnen läßt, daß Sie nicht allein gearbeitet haben. Gestehen Sie mir mit, wessen Kalb haben Sie gepflügt?" — Schüler: „Ihr Sohn hat mir geholfen, Herr Professor."

Deutlich. Er: „Hat nicht vor unserer Verlobung mancher Idiot um deine Hand angehalten?" — Sie: „Oh, eine ganze Menge!" — Er: „Und warum hast du nicht einen von ihnen geheiratet?" — Sie: „Das habe ich ja getan!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.